
Inhalt

Einleitung	11
HELMUT HÖGE Berliner Ökonomie	19
ALF LÜDTKE Männerarbeit Ost und West	35
ROLAND SPRINGER Neue Führungsmethoden in der Automobilindustrie	51
BIRGER P. PRIDDAT Das Verschwinden der langen Verträge	65
MANFRED LAUERMANN Brasilianische Arbeitswelt	89
ROLF PETER SIEFERLE Gesellschaft im Übergang	117
WERNER HAMACHER Arbeit Durcharbeiten	155
DIRK BAECKER Die gesellschaftliche Form der Arbeit	203
Autoren	249

Einleitung

DIRK BAECKER

Nur wenige Fragen scheinen in unserer Gesellschaft so abwegig und bleiben doch zugleich so sehr ohne Antwort wie die Frage danach, was wir tun, wenn wir arbeiten. Wir verdienen mit der Arbeit unseren Lebensunterhalt, wir treffen mehr oder minder nette Leute, wir treiben uns nicht auf der Straße herum und, ach ja, wir produzieren etwas mehr oder minder Sinnvolles. Mit diesen Antworten geben wir uns in der Regel zufrieden. Vielleicht fügen wir noch hinzu, daß alle Arbeit »schwer« ist, es aber doch auch eine Lust sei, zu arbeiten. Mit Blick auf das mehr oder minder und über kurz oder lang uns allen drohende oder längst bekannte Schicksal der Arbeitslosigkeit weisen wir darauf hin, daß es ohne Arbeit schwer falle, an einem Sinn des Lebens festzuhalten, und noch schwerer, diesen Sinn gegenüber anderen zu behaupten.

Wir stöhnen über die »Pflicht zur Arbeit«, die wir tagtäglich erleben. Wir streiten um ein »Recht auf Arbeit«, das niemandem zu verwehren sei. Aber weder wissen wir, was uns verpflichtet, wenn nicht wir selbst, noch können wir uns vorstellen, bei wem dieses Recht mit Aussicht auf Erfolg einzuklagen sei. Die Politik erklärt zwar mehr oder weniger dankbar für diese Aufgabenzuschreibung hierfür ihre Verantwortung, nur die Wirtschaft kann jedoch tatsächlich Arbeitsplätze bereitstellen – sieht man von Schulen und Behörden, Polizei, Militär und sozialer Fürsorge, Theater, Oper und Museen ab.

Graben wir weiter nach, stoßen wir auf die tieferen Bezüge zwischen Arbeit und Religion und entdecken, daß insbesondere der Protestantismus nur demjenigen die Gnade Gottes in Aussicht stellt, der durch seine tagtägliche (mit Ausnahme des Sonntags) Arbeit unter Beweis stellt, wie fromm sein Lebenswandel ist.

Schließlich merken wir, daß »Arbeit«, so schwer sie auch fällt, mit »Sinn« eine so offenkundige Wahlverwandtschaft pflegt, daß das eine vom anderen gar nicht zu trennen ist. Wie aber kann man dann nach Arbeit fragen?

Die Diskussion, die wir gegenwärtig um die »Zukunft der Arbeit« führen, konzentriert sich wohlweislich auf die Frage nach Arbeitsplätzen. Die Selbstverständlichkeit, mit der wir die Industriegesellschaft als Arbeitsgesellschaft interpretieren, die *jedermann* einen Arbeitsplatz in Aussicht stellt, geht uns mehr und mehr verloren. Daß *wir alle Arbeit* haben, erscheint als ein historischer Zustand, der kaum mehr als hundertfünfzig Jahre gedauert hat, an den wir uns jedoch so sehr gewöhnt haben, daß wir außerstande sind, uns eine Gesellschaft vorzustellen, in der das nicht der Fall ist.

Flugs werden »Freizeitgesellschaften« imaginiert, die ihren Sinn im »Spaß« suchen, den etwas macht, und »Bürgergesellschaften«, in denen man sich wechselseitig unter die Arme greift und darin seine Erfüllung findet. Aber vorstellen kann man sich das noch nicht so recht. Wir haben unsere Einkommenserwartungen, unsere Selbstschätzung und nicht zuletzt unsere Ansprüche, an unserer eigenen Lage etwas *ändern* zu können, daran gebunden, einen Arbeitsplatz zu haben. Wir wissen nicht, wie eine Gesellschaft aussieht, in der es diese Verbindung zwischen Arbeit(splatz), Einkommen, Sinn und Wertschätzung nicht mehr gibt.

Diese Situation kontrastiert auf das Merkwürdigste mit der weit verbreiteten Unzufriedenheit mit den tatsächlich noch angebotenen Arbeitsplätzen. Nicht nur könnte jeder von uns sich vorstellen, mehr zu verdienen, als er tatsächlich verdient. Sondern kaum jemand glaubt, daß auf dem Arbeitsplatz, den er hat, tatsächlich geleistet wird, was dort geleistet werden könnte. Fast jeder hat den Eindruck, daß Arbeit unter den Bedingungen ihrer Organisation durch Behörde, Fabrik und Büro »verarmte« Arbeit ist, die unter anderen als den gegebenen Bedingungen effizienter und effektiver gemacht werden könnte. Nur »Selbständige« behaupten, mit ihren Arbeitsplätzen und mit ihren Arbeitsergebnissen zufrieden zu sein. Alle anderen sehen sich von ihren Kollegen behindert, von ihren Vorgesetzten gebremst und von ihren Untergebenen mißverstanden. Selbst wenn damit nur die eigenen Ansprüche auf höhere Weihen kommuniziert werden, so ist damit doch ein Unzufriedenheitsgefühl mit der Arbeit verbunden, das schlecht mit ihrer zentralen Funktion als Sinnstifter abgestimmt zu sein scheint.

Ist es also nicht die Arbeit, die den Sinn stiftet, sondern ein Anspruch auf Mehr, der nur mit Arbeit begründet werden kann, tatsäch-

lich jedoch mit dem, was man realiter tut, nur wenig zu tun hat? Ist es die Arbeit *in Gesellschaft*, die wir zum Thema machen müssen, und weniger die Arbeit *als solche*? Aber was wird dann aus der Arbeit selbst? Was wissen wir von ihr? Was wissen wir von ihr und den unauflösbaren Bezügen zwischen ihr, dem Sinn unseres Lebens und der Form unserer Gesellschaft? Ist das, worüber wir am meisten zu wissen glauben, was jeder von uns aus eigener Erfahrung kennt und am eigenen Leibe zu spüren versteht, was jeden von uns belastet und freispricht gleichermaßen, zugleich der »blinde Fleck« dieser Gesellschaft?

»Denn sie wissen nicht, was sie tun«: Muß dies auch von uns gelten, seit wir aus dem Paradies vertrieben wurden und »im Schweiß unseres Angesichts« die Augen nicht mehr frei haben für die Einschätzung unserer Lage? Wer von uns erträgt denn die Muße, ohne gleich wieder von der Arbeit zu träumen? Und wer kann sich diese Gesellschaft vorstellen ohne den arbeitsamen Betrieb ihrer Versorgung und Verbesserung?

Wer von uns kann sich noch eine Arbeit und eine Organisation der Arbeit vorstellen, die *nicht* unter dem Vorzeichen der Wirtschaft steht? Was wissen wir von einer Arbeit, die erzieherischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen, politischen Zwecken dient? Wie sähe die Organisation von Arbeit aus, wenn sie nicht an Kosten und Nutzen gemessen würde? Können wir uns noch eine marktunabhängige Arbeit vorstellen? Wie und woran würden wir arbeiten, wenn wir nicht zugleich Geld verdienen müßten? Was haben wir durch die Wirtschaft gewonnen, und was haben wir durch sie verloren?

Wenn der Titel dieses Buches von einer »Archäologie der Arbeit« spricht, so soll damit nicht der Anspruch erhoben werden, alle diese Fragen zu beantworten. Eher schon geht es darum, einen Sinn für »Arbeit« wiederzugewinnen, die ohne das Getöse ihres eigenen Anspruchs auskommt und um so genauer zu beobachten versteht, was denn eigentlich passiert, wenn jemand arbeitet. Seit die Griechen die Muße für den würdevolleren Zustand des Menschen gehalten haben, ist Arbeit etwas, das lärmt und stört. Aber schon die Griechen fragten auch, welche Tätigkeit denn der Muße angemessen sei. Gibt es eine Arbeit, die in diesem Sinne Tätigkeit ist? Gibt es dafür keine besseren Beispiele als die »Vollbeschäftigungsgesellschaft« der DDR und die

zahlreichen »Vollbeschäftigungsorganisationen« der Wohlfahrtsgesellschaft? Ist die Arbeit von Künstlern eine müßige Tätigkeit in diesem Sinne?

Vielleicht sind es heute die Arbeitslosen, die den besten Sinn für Arbeit haben. Christoph Schlingensief hat sie in einem Interview (taz, 15. Januar 1998) als die »Archäologen der Gesellschaft« bezeichnet, weil sie »nach Arbeit suchen.« Die Arbeitslosen sind in der Lage, in der auf ganz andere Weise auch die Autoren dieses Bandes sind. Schicht auf Schicht sozialer und psychischer, ökonomischer, politischer und moralischer Bezüge muß freigelegt werden, um herauszufinden, in welchem Ausmaß wir uns ein Leben ohne Arbeit nicht vorstellen können. Fragmente unterschiedlicher Diskurse, Geschichten, Hoffnungen und Enttäuschungen müssen zusammengesetzt werden, ohne daß es gelänge, irgendwann einmal die letzte Antwort auf die Frage, was Arbeit sei, vor Augen zu haben.

Wie Archäologen haben die Autoren der Beiträge dieses Bandes den Eindruck, daß es dennoch *ein* Phänomen ist, dem sie auf der Spur sind. Als sei die Arbeit ähnlich wie die Erde, das Leben, das Bewußtsein und die Gesellschaft eine »Einmalerfindung«, an der sich nicht mehr viel ändert, sobald sie einmal das Licht der Welt erblickt hat. Aber wie stimmt diese Einheit des Phänomens mit der Vielfalt seiner Erscheinungen überein? Sind es die Archäologen, die die Einheit des Phänomens definieren? Ist es unser Blick auf die Arbeit, der sich unter Arbeit immer wieder dasselbe vorstellt, so wie sich auch der Arbeitslose nur vorstellt, endlich wieder Beschäftigung zu haben und damit den fragenden Blicken seiner Familie, seiner Freunde, seiner Bekannten etwas entgegensetzen zu haben? In welche Arbeit verstricken wir uns, sobald wir nach der Arbeit suchen?

Alle Beiträge dieses Bandes versuchen sich der Frage zu nähern, was noch entscheidbar ist an der Arbeit, die wir täglich suchen und akzeptieren. Helmut Höge beobachtet die Spielräume für die Selbstdefinition von Arbeitsplätzen unterhalb aller herrschenden industriellen und politischen Ökonomie. Alf Lüdtke beschreibt, wie die Arbeitsmentalität im Ost- und Westdeutschland der Nachkriegszeit zwar einerseits in der Kontinuität einer Ideologie der Ehre steht, auf die sich auch der Nationalsozialismus berufen hat, andererseits jedoch auf einer Ebene besteht, die der Ideologie gerade nicht verdächtig ist. Roland Springer

zeigt, wie sehr auch und gerade in einer Industrie, in der die Fragen der Organisation von Arbeit ausschließlich Effizienzfragen sind, gerade damit offen und gestaltbar bleibt, wie sie tatsächlich organisiert wird. Manfred Lauer mann korrigiert wie Höge unseren so sehr an den eigenen und deutschen Verhältnissen geschulten Blick, indem er sich anschaut, wie unter den ganz anderen Verhältnissen Brasiliens die Arbeit zum Experimentierfeld der Abstimmung zwischen individuellen Möglichkeiten und gesellschaftlicher Ordnung wird. Birger P. Priddat stellt mit dem Arbeitsvertrag eines der wesentlichen Instrumente sowohl der Festlegung als auch der Flexibilisierung der Verhältnisse vor. Rolf Peter Sieferle stellt die ultimative Frage, ob wir überhaupt noch eine Wahl haben, wenn sich die Arbeit in der Industriegesellschaft eingespannt sieht in die sich selbst vorantreibende exponentielle Ausbeutung eines unerschöpflich scheinenden Energiereservoirs. Werner Hamacher zeichnet die nationalsozialistische Vereinnahmung von Arbeit nach und zeigt, daß diese totalitär genau dort wird, wo sie nichts anderes neben sich gelten läßt. Mein eigener Beitrag führt die Figur des Beobachters ein, der zwar auch arbeitet, jedoch für Momente die Chance hat, zu sehen, daß man so, aber auch anders arbeiten kann.

Die Beiträge sind in der Themenwahl wie im Stil bewußt heterogen. Sie erschöpfen das Thema nicht, und sie wollen es nicht erschöpfen. Sie greifen verschiedene Fragestellungen auf, und sie lassen sie wieder fallen. Sie suchen die Arbeit in ihrem Alltag auf, sie gehen auf große Denker ein und sie arbeiten an einem Begriff der Arbeit. Vieles fehlt. Vieles kann man sich erst wünschen, wenn man das Anliegen des Bandes erkannt hat. Es fehlt uns eine Phänomenologie der künstlerischen, der erzieherischen, der wissenschaftlichen, der politischen Arbeit, wenn man denn einmal beim Glauben bleibt, über die des Arbeiters, der Hausfrau und des Managers wüßten wir Bescheid (was sicher nicht hinreichend der Fall ist). Die verschiedenen Beiträge unterhalten zueinander ein eher spielerisches Verhältnis und sie wünschen sich einen Leser, der in einem ähnlichen Sinne spielen, das heißt wechseln kann zwischen Vertiefung und Beschleunigung, zwischen Sprung und Innehalten.

Ein Teil der Beiträge (Höge, Priddat, Sieferle, Springer und Baecker) wurde im vergangenen Jahr auf einem Symposium im Rahmen der Internationalen Theatersommerakademie in Bochum vorgetragen. Für

die Initiative dazu bedanke ich mich bei Hannah Hurtzig. Sie hat mich dazu überredet, ein »soziologisch« längst nicht mehr fruchtbar scheinendes Thema dennoch für aktuell zu halten. Ihr verdanke ich die Möglichkeit, eine Soziologie (nämlich eine Gesellschaftstheorie) der Arbeit jenseits der Soziologie (nämlich der Industriesoziologie) der Arbeit für wünschenswert und für möglich zu halten. Der vorliegende Band versteht sich dazu nur als eine weitere Einladung. Er belegt zugleich, daß diese Gesellschaftstheorie nicht nur das Anliegen von Soziologen ist. Der Band ist jener Arbeitsloseninitiative gewidmet, die in Bochum dafür eingetreten ist, anstelle der Arbeitslosigkeit die Arbeit selbst in den Blick zu nehmen. Möge der Versuch hier etwas überzeugender gelungen sein.

Ein Wort noch zu der ungewöhnlichen Form der Anmerkungen in den meisten der folgenden Beiträge. Wir haben uns überwiegend dafür entschieden, die Anmerkungen als eine Art Fließtext dem Text anzuschließen, ohne wie üblich durch Fußnotenzeichen die Stelle deutlich zu machen, auf die sie sich beziehen. Wir versuchen so, die essayistische Lesbarkeit der Texte zu erhöhen. Dennoch können die Anmerkungen genutzt werden, sich wie üblich über die verwendete Literatur zu informieren und Hinweise auf weitere und unter Umständen vom Text abweichende Sichtweisen zu erhalten. Die Anmerkungen dokumentieren, daß jeder der folgenden Texte Teil einer umfangreichen Diskussion ist. Sie sind Teil der Arbeit, der sich jeder der Autoren unterzogen hat, wie auch möglicher Ausgangspunkt für die weitergehende Arbeit der Leser.

Düsseldorf, im August 2000

Dirk Baecker